



www.panama-verlag.de



Stefan Beck (Hrsg.)

alt sein entwerfen, erfahren

ISBN 3-938714-02-6 14,90 €

Ethnografische Erkundungen in Lebenswelten alter Menschen

„Alteure“ und „Alter“ gerät in den öffentlichen Debatten der letzten Jahre vor allem als demografisches oder gesundheitliches Massenproblem in den Blick. Doch während die quantitativen Dimensionen des Phänomens einer »altenden Gesellschaft« schnell benannt sind, stehen im Gegensatz hierzu die sozialen, kulturellen und lebensweltlichen Aspekte weniger im Zentrum des Interesses. Die Beiträge dieses Bandes erkunden auf der Basis von genauen Beobachtungen und zahlreichen Interviews alltägliche Erfahrungen und Selbstbilder älterer Menschen. In ethnografischen Fallstudien wird etwa der Alltag im Pflegeheim, in einem »kultursensiblen Pflegedienst« oder in einem Berliner Einwandererviertel geschildert, und es wird der Umgang mit den körperlichen und sozialen Folgen des Altseins beschrieben.

Bahner Blätter 2005



Ehret die Alten

Zur Lebenswelt alternder Migranten türkischer Herkunft
im Amselviertel

Sulamith Hamra

Die Amselstraße¹ ist eine ruhige und gepflegte Straße in der Berliner Innenstadt, in der in den letzten Jahren zahlreiche Sanierungsmaßnahmen durchgeführt wurden. In einer Ladenwohnung befindet sich eine unauffällige, kleine Moschee, zu der ein Geschäft gehört. Viele männliche Mitglieder der Moschee kommen täglich hierher, um vor und nach dem Gebet Tee oder Kaffee zu trinken oder um eine Kleinigkeit zu essen. Wegen des guten Wetters stehen Tische vor dem Geschäft; nahe der Tür sitzen einige ältere Herren und trinken Tee, am Nachbartisch unterhalten sich mehrere jüngere Männer lebhaft. Die älteren Männer beobachten die Passanten, auf der verkehrsberuhigten Straße spielen Kinder. Die Restaurants und Cafés sind gut besucht; hier sitzen vor allem Deutsche, ein paar Touristen, aber keine Männer aus der Moschee. Auf einer Bank unterhalten sich zwei Kopftuch tragende ältere Frauen auf Türkisch. Hin und wieder treten Gesprächspausen ein. Beide lassen abwechselnd die Füße kreisen, als würden sie schmerzen. Eine der Frauen gähnt. Nach einer Weile erhebt sich die andere mühsam und verschwindet mit schlurfenden Schritten in einem Hauseingang. Zwei Neuankömmlinge stoßen zu den Männern vor dem Geschäft, ein Älterer, der sich am Arm eines Jüngeren abstützt. Der Jüngere hilft dem Älteren, sich zu setzen und begrüßt die schon Sitzenden höflich. Der Wirt begrüßt den hinzugekommenen alten Herrn mit Handschlag und bringt den Neuankömmlingen Tee. Unter den Alten entsteht ein kurzer Wortwechsel, dann verebbt das Gespräch im Klappern der Teegläser. Die Alten sitzen da, als würden sie auf etwas warten.

Im Bild der Amselstraße dominieren neben Cafébesuchern kleine Gruppen Türkisch sprechender Menschen. Obwohl hier nicht nur Senioren türkischer Herkunft leben, bleiben die älteren Migranten eher unter sich. Die Amselstraße und die umliegenden Straßenzüge, die ich hier als *Amselviertel* bezeichne, bilden den sozialen Anlaufpunkt meiner InterviewpartnerInnen, nicht alle wohnen jedoch tatsächlich dort. Neben den von mir untersuchten Migranten türkischer Herkunft

¹ Auch die Straßennamen wurden in diesem Aufsatz von mir geändert. Ich danke allen meinen GesprächspartnerInnen für die Offenheit und das Vertrauen, das sie mir entgegengebracht haben. Ganz besonders danke ich Fuat Kamaci, ohne dessen Hilfe und Unterstützung meine Forschung in dieser Form nicht möglich gewesen wäre.

leben im Amselviertel auch Migranten aus anderen Ländern; viele der Anwohner sind deutscher Herkunft. Da ich in diesem Aufsatz der Frage nachgehe, was es für die im Amselviertel lebenden Migranten türkischer Herkunft bedeutet, in Deutschland zu altern, lässt sich nicht vermeiden, dass die vielfältige Bevölkerungsstruktur dieses Viertels dabei etwas in den Hintergrund gerät. Sie ist jedoch eine Voraussetzung für den Charakter der Gemeinschaft, die sich zwischen einigen Migranten türkischer Herkunft hier gebildet hat. Wenn ich im Folgenden der Einfachheit halber vom Amselviertel ohne weitere Erklärungen spreche, dann meine ich immer die dort von diesen Migranten gebildete Gruppe.

Meine GesprächspartnerInnen² waren zum Zeitpunkt der Interviews zwischen 50 und 78 Jahren alt³ und nicht berufstätig. Der Großteil meiner männlichen Interviewpartner hat in Deutschland als Bauarbeiter gearbeitet und leidet heute auf Grund der harten Arbeit unter massiven gesundheitlichen Problemen. Von den jüngeren InterviewpartnerInnen sind die meisten wegen starker gesundheitlicher Beeinträchtigung in Frührente. Trotz des großen Altersunterschieds bestehen viele Gemeinsamkeiten zwischen meinen InterviewpartnerInnen: Alle haben einen muslimischen Hintergrund und bezeichnen sich mit Ausnahme des kommunistischen Herrn Tetik als gläubig. Fast alle wurden in ländlichen Regionen geboren, keiner hatte ursprünglich geplant, länger als fünf bis sechs Jahre in Deutschland zu bleiben.⁴ Alle hatten davon geträumt, in kürzester Zeit wohlhabend zu werden, um dann endgültig in die Heimat zurückzukehren und dort ein Haus, einen Laden, einen Garten und/oder ein Auto zu kaufen. Aus finanziellen und persönlichen

² Mein Datenmaterial beruht zum Teil auf verdeckter und teilnehmender Beobachtung in einem staatlich organisierten Treff für Senioren türkischer Herkunft; die meiste Zeit verbrachte ich jedoch in der Amselstraße und deren Umgebung. Dort führte ich 18 Interviews mit Migranten türkischer Herkunft. Da mir die meisten InterviewpartnerInnen von einem männlichen Mitglied der in der Amselstraße gelegenen Moschee vermittelt wurden, konnte ich nur drei ausführlichere Interviews mit Frauen führen. Im Abschnitt »Geschlechtertrennung« wird genauer auf dieses Problem eingegangen. Eine weitere Schwierigkeit war die Tatsache, dass viele der alten Frauen im Amselviertel nur so wenig Deutsch sprechen, dass die Hemmungen sehr groß waren, sich für ein Interview bereit zu erklären.

³ Fünf InterviewpartnerInnen waren in den 70ern, vier waren mindestens 65 Jahre alt, fünf waren 60-64 Jahre alt und vier waren in den 50ern. Wesentlich jünger waren der Sohn und die Schwiegertochter von Frau Büyüç, die in der Amselstraße wohnen und mir viel über den Alltag dort berichten konnten. Die Länge der einzelnen Interviews variierte zwischen 30 und 85 Minuten.

⁴ Eine Ausnahme bildet Frau Büyüç, die erklärte, sie habe so lange in Deutschland bleiben wollen, wie es eben ginge. Herr Bulut bildet ebenfalls eine Ausnahme, da er eine höhere akademische Laufbahn in der Türkei anstrebte und erst später wieder nach Deutschland zurückkehrte. Auch Herr Gürgens Migrationspläne weichen etwas ab: Seiner Aussage zufolge ging er auf unbestimmte Zeit nach Deutschland, nachdem seine Frau in der Türkei gestorben war.

Gründen wurde die Rückkehr in die Türkei jedoch immer weiter hinausgeschoben. Je mehr sich der Aufenthalt in Deutschland ausdehnte, desto mehr veränderten sich auch die Gestaltungsmöglichkeiten der Zukunft: Die Kinder der meisten Befragten sind in Deutschland aufgewachsen und wollen nicht in der Türkei leben. Aber selbst diejenigen, die mit ihren Familien heute wieder einen Wohnsitz in der Türkei haben, kehren immer wieder nach Deutschland zurück – sei es auch nur für wenige Monate – denn keiner von ihnen hat eine Krankenversicherung in der Türkei und nur wenige haben dort Rentenansprüche. Mit steigendem Alter wird eine gute medizinische Versorgung für sie jedoch zunehmend wichtiger. Solange sie arbeiteten, konnten sie das Leben in Deutschland noch als vorübergehende Station auf dem Weg zur erfolgreichen Rückkehr in die Heimat betrachten – diese Legitimation entfiel mit der Arbeitslosigkeit oder dem Eintritt in den Ruhestand. Gleichzeitig mussten sich meine InterviewpartnerInnen eingestehen, dass sie aus unterschiedlichen Gründen nicht bereit waren, endgültig in die Türkei zurückzukehren. Wie der 65jährige Herr Gürgen, der seit 35 Jahren in Deutschland lebt, lassen fast alle meine InterviewpartnerInnen erkennen, dass die Beendigung ihrer Erwerbstätigkeit ihr Selbstbild stark in Frage stellte. »Als ich nicht mehr arbeiten konnte«, so Herr Gürgen, »war [es] mir peinlich auf der Straße rumzulaufen. Warum kommen wir denn her? Müssen arbeiten!« (I-Gürgen: 2)

Für viele der Migranten wurde mit der Zeit immer klarer, dass der Übergangszustand zu einem Dauerzustand geworden war. Da die Arbeitsmigration in der Regel durch die Hoffnung auf einen gesellschaftlichen Aufstieg in der Heimat motiviert war, ist das Gefühl von Anerkennung bzw. Missachtung in Deutschland entscheidend für die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit meiner InterviewpartnerInnen. Obwohl keiner der Befragten den Begriff *Ehre* gebrauchte und er auch von mir in den Interviews nicht verwendet wurde, wurde bei der Auswertung der Gespräche und auch in den Erfahrungen während der Feldforschung deutlich, dass viele meiner InterviewpartnerInnen ähnliche moralische Vorstellungen und Erwartungen haben. Dies äußert sich beispielsweise im wiederkehrenden *Motiv des Respekts* oder in der häufigen Thematisierung von *Rechtschaffenheit* und *Stolz*. Hieraus kann auf ein implizites Ehrverständnis geschlossen werden. *Ehre* als Analysekategorie hat in der Anthropologie des mediterranen Raums eine lange Tradition und wurde als ein die mediterrane Gesellschaft auf fundamentale Weise strukturierendes Element gesehen.⁵ Zu Recht wurde allerdings kritisiert, dass in der anthropologischen Forschung sehr unklar geblieben sei, wie *Ehre* genau gefasst werden solle.⁶ Ich definiere *Ehre* auf der Grundlage meines Materials im fol-

⁵ Vergleiche Goddard 1994, Goddard/Llobera/Shore 1994: 5f., Steward 2001: 6905. Auch Werner Schiffauer, 1987 und 1991, verwendet *Ehre* als eine Analysekategorie. Mit seiner Arbeit werde ich mich im dritten Teil dieses Aufsatzes genauer auseinandersetzen.

⁶ Vergleiche Steward 2001, Sp. 6904-6906.

genden als positiven Teil der sozialen Identität einer Person in der Öffentlichkeit, der ihr die Partizipation an der Gesellschaft ermöglicht: Sie macht das Ansehen einer Person in ihrer Bezugsgruppe aus. Ich verstehe *Ehre* damit nicht als Teil eines binären, essentialistischen Systems von *männlicher Ehre* und *weiblicher Scham* oder als fixierte, soziale Leitformation, wie sie in älteren sozialanthropologischen Arbeiten für vormoderne Gesellschaften als typisch erachtet wurde.⁷ Meiner Definition nach ist *Ehre* Ergebnis von durchaus auch in modernen Gesellschaften verbreiteten Repräsentationspraxen⁸, die in ihrer Bedeutung stets vom jeweiligen Handlungskontext bestimmt werden und aktive und passive Elemente umfassen. Durch die Einhaltung kontextspezifischer Regeln müssen Männer wie Frauen ihre *Ehrenhaftigkeit* beweisen und erhalten dafür *Respekt*; indem sie anderen *Respekt* erweisen, stellen sie wiederum ihre eigene *Ehrenhaftigkeit* unter Beweis. Für die Situation meiner InterviewpartnerInnen ist es von großer Bedeutung, dass sie in Berlin kontinuierlich mit einer Gesellschaft konfrontiert werden, die in vielen Punkten im Kontrast zu ihren persönlichen Vorstellungen eines angemessenen Soziallebens steht. Im vorliegenden Aufsatz werde ich untersuchen, welche Konflikte sich dabei aus der Konkurrenz der unterschiedlichen Vorstellungen des Zusammenlebens ergeben. Aus den Interviews geht hervor, dass meine GesprächspartnerInnen drei Bereiche in ihrer Lebenswelt unterscheiden: die deutsche Aufnahmegesellschaft als äußeres soziales Umfeld, die Familie, die den Kern ihres Soziallebens ausmacht und das von den Migranten geprägte Amselviertel, in dem sich das familiäre und das äußere soziale Umfeld überschneiden. Dieser Unterteilung folgend, untersuche ich im ersten Kapitel dieses Aufsatzes das Verhältnis meiner InterviewpartnerInnen zur deutschen Aufnahmegesellschaft, im zweiten Kapitel gehe ich auf die Familienbeziehungen ein, die für die Befragten von Bedeutung waren. Im dritten Kapitel beschreibe ich Aspekte des Soziallebens der Migranten im Amselviertel und versuche dabei herauszuarbeiten, wie die Alten ihre *Ehre* durch Rückgriff auf unterschiedliche Repräsentationsformen *demonstrieren*. Ich möchte zeigen, dass sich die älteren Migranten in ihrem Viertel einen sozialen *Zwischen-Raum* geschaffen haben, der ihren Bedürfnissen bis zu einem gewissen Grad angepasst ist. Es kann in dieser Arbeit nicht darum gehen, allgemeine Aussagen über in Deutschland lebende Migranten türkischer Herkunft oder gar über *die Türken* zu machen. Das Leben im Amselviertel steht nur für eine von vielen Möglichkeiten, mit denen versucht wird, durch ein nach eigenen Regeln gebildetes Sozialsystem das zu kompensieren, was seine Bewohner in anderen Gesellschaftsbereichen vermissen.

⁷ Z.B. Campbell 1964: 286f. Siehe zur Kritik auch Goddard 1994: 68, Goddard/Llobera/Shore 1994: 5.

⁸ Vergleiche hierzu den Beitrag von Carola Pohlen zu gewerkschaftlichen Jubilarehrungen in diesem Band.

Außen – Ich bin ein guter Mensch

»Kann ich nicht alles erzählen, was für ein Leben wir gehabt haben. Arbeit und Ungerechtigkeit. Weil, erst mal waren wir hier, müssen die uns Schule [Sprachschule] schicken! Gleich haben sie uns Arbeit gegeben. Durch diese Sprache Schwierigkeit, soviel Ungerechtigkeit haben wir gehabt. Beispiel ich: Für drei Leute gearbeitet. Das war okay damals. Soviel geackert haben wir, ich sehe mich immer noch ein Ausländer. Wir sind die Dritte-Klasse-Deutschen, denke ich immer. Aber sage ich immer: »Kopf hoch, egal, was die so denken. Ich bin ein Mensch, ich bin ein guter Mensch.« (I-Ümit: 2)

Frau Ümit war 26 Jahre alt, als sie von der Firma »Telefunken« angeworben wurde und nach Berlin kam. Heute, nach 40 Jahren Lebens und Arbeitens in Deutschland, fühlt sie sich noch immer nicht als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft. Frau Ümits Aussage enthält viele Aspekte, die alle meine InterviewpartnerInnen sehr beschäftigen: Ausbeutung und Diskriminierung sowie fehlende Kenntnisse der deutschen Sprache, die als bedeutendes Handicap erfahren werden.

Sprache als Exklusionsmechanismus

Sämtliche Interviews mussten auf Deutsch stattfinden, da ich kein Türkisch spreche; und obwohl meine GesprächspartnerInnen unsere Kommunikationsschwierigkeiten mit großer Kreativität lösten, hatten alle das Bedürfnis, sich für mangelnde Deutschkenntnisse zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Ich habe in den hier abgedruckten Transkriptionen meiner Interviews bis auf wenige Glättungen die Äußerungen nicht verändert, um die Ausdruckskraft und Kreativität im Umgang mit der ihnen fremden Sprache zu erhalten. Wie Frau Ümit beschrieben meine InterviewpartnerInnen, dass sie nach ihrer Ankunft in Deutschland Übergangslos angefangen hätten zu arbeiten, ohne dass Arbeitgeber oder Staat ihnen die Möglichkeit des Spracherwerbs geboten hätten. Hinzu kam, dass die Migranten es vor dem Hintergrund der bald geplanten Rückkehr nicht für besonders dringlich hielten, Deutsch zu lernen. Da der Spracherwerb viel Zeit und Energie, wenn nicht sogar Geld gekostet hätte, wäre er im Hinblick auf die Rückkehrpläne eine Fehlinvestition gewesen. Mit der langsam wachsenden Erkenntnis, längerfristig in Deutschland zu bleiben, gewann die deutsche Sprache für meine InterviewpartnerInnen jedoch eine andere Bedeutung. Mehrere wurden ihren Aussagen zufolge betrogen und erlitten, wie Frau Ümit es ausdrückt, große »Ungerechtigkeit«. Im Rückblick stellen die meisten fest, dass sie wegen mangelnder Sprachkenntnisse schlecht bezahlte Jobs annehmen mussten oder regelrecht der Ausbeutung durch ihre Arbeitgeber ausgeliefert waren. Auch mit der Beendigung des Arbeitslebens

wird das Sprachproblem für die Bewohner des Amselviertels nicht weniger dringlich: Das mit der Verrentung gesunkene Einkommen macht die Verständigung mit dem Sozialamt oft unumgänglich, und auch ärztliche Beratungsgespräche werden mit gesundheitlichen Problemen im Alter immer wichtiger. Obwohl es gerade in Berlin viele türkischsprachige Beratungsstellen und Arztpraxen gibt, lassen sich fehlende Deutschkenntnisse damit nicht ausgleichen. In so sensiblen Bereichen wie der Sorge um die eigene Gesundheit und dem finanziellen Auskommen wird die fehlende Beherrschung der Sprache zum existenziellen Problem. Nun, im fortgeschrittenen Alter, fühlen sich meine InterviewpartnerInnen jedoch nicht mehr in der Lage, Deutsch zu lernen. Im Alltag sind sie daher immer auf Kinder, Enkel, Freunde oder Bekannte angewiesen, die für sie übersetzen.

Fehlende Anerkennung

In der türkischen Grund- und Mittelschule wurde der Generation meiner InterviewpartnerInnen die Verbundenheit zwischen Deutschland und der Türkei mit Verweis auf die traditionelle Freundschaft zwischen dem Kaiserreich und dem Osmanischen Reich im Unterricht beigebracht und die »Liebe zu den Deutschen« propagiert. Der 75jährige Herr Yesil, der im Osten der Türkei an der iranischen Grenze geboren wurde erinnert sich sogar daran, dass seine Eltern während des Ersten Weltkriegs Lebensmittelpakete zu den »deutschen Freunden« schickten. (I-Yesil: 5f.) In Deutschland fühlen sich meine GesprächspartnerInnen jedoch nicht als langjährige Freunde aufgenommen. Sie empfinden eine große Bitterkeit bei dem Gefühl, in dem Land, in dem sie jahrzehntelang arbeiteten und lebten, immer noch »Ausländer« und Deutsche »dritter Klasse« zu sein. Fast alle müssen mit sehr geringen Renten auskommen. Schlimmer ist für sie jedoch, dass auch die eigenen Kinder auf dem Arbeitsmarkt benachteiligt sind, obwohl diese in Deutschland geboren wurden oder aufwuchsen.⁹

Herr Yildiz, der 60 Jahre alt ist und seit 1966 in Deutschland lebt, formuliert diese Enttäuschung im Interview sehr deutlich. Aus gesundheitlichen Gründen erhält er seit 1997 eine Erwerbsunfähigkeitsrente. Im Interview erklärt er, dass er ursprünglich nur zwei Jahre in Deutschland habe bleiben wollen, um dann als reicher Mann in die Türkei zurückzukehren. Als ihm jedoch nach mehreren Jahren bewusst wurde, dass er seine finanziellen Ziele nicht erreichen würde, entschloss er sich, in Deutschland zu bleiben, teils wegen der Kinder, teils um sich selbst einen Neuanfang zu ersparen:

⁹ Die Kinder von 16 der Interviewten hatten die Ausbildung zum Zeitpunkt der Interviews abgeschlossen. In zehn dieser Familien waren eine oder mehr Personen arbeitslos.

»[In] dieser Situation kann man nicht mehr so leicht zurückgehen, weil dann fängt man wieder von vorne an. Und von vorne anfangen, das dauert wieder ein paar Jahre. Das bringt nichts. Man verliert nur Zeit und Nerven.« (I-Yildiz: 2)

Konsequent beantragte er die deutsche Staatsbürgerschaft, um seinen Aufenthaltsort zur zweiten Heimat zu machen und dort politische Rechte und Pflichten wahrnehmen zu können. Wie meine anderen InterviewpartnerInnen fühlt er sich jedoch weiterhin zum »Ausländer« abgestempelt und benachteiligt: »Ich habe einen neuen Pass, aber mein Gesicht bleibt das gleiche.« (I-Yildiz: 3) Für keine[n] meiner InterviewpartnerInnen stellt die endgültige Rückkehr in die Türkei eine Option dar. Der 64jährige Herr Kiraz, der seit 40 Jahren in Deutschland lebt, spricht davon, dass er »keine Heimat« mehr habe, da er sowohl in der Türkei als auch in Deutschland zum »Ausländer« und damit zum Außenseiter der Gesellschaft gemacht werde. »Wohin ich auch gehe«, erklärt er, »ich bin Ausländer.« (I-Kiraz: 2) Diese Diskriminierungserfahrung ist eine große psychische Belastung für alle InterviewpartnerInnen. Die Reaktion der meisten darauf ist die Forderung nach Gerechtigkeit mit dem Verweis auf eine *universelle Menschenwürde*. Wie Herr Yildiz, Herr Kiraz und Frau Ümit erklären viele meiner InterviewpartnerInnen, dass für sie alle Menschen gleich seien und jeder in ihren Augen den gleichen Respekt verdiene. Mit Aussprüchen wie »Mensch ist Mensch«, »Leute ist Leute« oder »immer menschlich« bekräftigen sie dies in den Gesprächen wiederholt und klagen damit einen aus ihrer Sicht eklatanten Missstand an. Verantwortlich dafür machen sie die deutsche Gesellschaft und den Staat – den deutschen wie den türkischen.

Türkei und Deutschland: Heile Welt versus Großstadtmoloch

Obwohl keine[r] meiner InterviewpartnerInnen Zweifel daran lässt, dass Deutschland gegenüber der Türkei über das umfassendere und gerechtere Sozialsystem verfüge, meinen die meisten, dass das Leben in der Türkei den Bedürfnissen alter Menschen besser gerecht würde. Auffällig ist in den Gesprächen, dass die meisten meiner InterviewpartnerInnen mit der Türkei eine intakte und unberührte Natur assoziieren. Sie vertreten die Ansicht, dass Naturverbundenheit und die Ruhe des Landes gerade für ältere Menschen wichtig seien. Viele berichten, dass ihre gesundheitlichen Beschwerden nachließen, wenn sie in der Türkei seien. Tatsächlich sind alle, die diese Aussage machen, aus dörflichen Gegenden der Türkei nach Deutschland migriert, um schließlich in der Großstadt Berlin zu bleiben. Für sie steht Deutschland darum für industrialisiertes Großstadtleben im Gegensatz zum naturverbundenen Dorfleben in ihrer Heimat. Nicht nur die intakte Natur

vermissen meine InterviewpartnerInnen jedoch in Deutschland, sondern vor allem das Leben in der Dorfgemeinschaft.

So schwärmt etwa der 63jährige Herr Güllük, der aus der Gegend von Mersin kommt, von der Warmherzigkeit und Kontaktfreudigkeit der Menschen, die in seinem Heimatdorf leben. Herr Güllük kam 1969 nach Deutschland, seine Frau folgte kurze Zeit später. Er arbeitete die meiste Zeit als Bauarbeiter in Berlin. Die Geburt der Kinder, dann deren Einschulung und schließlich deren Ausbildung und Familiengründung in Deutschland waren immer wieder Gründe, die Rückkehr aufzuschieben. Derzeit ist er arbeitslos und hat so geringe Chancen auf dem Arbeitsmarkt, dass er nur noch auf die Verrentung wartet. Im Interview kommt er zu dem Schluss, dass es für ihn und seine Frau nun zu spät sei, in die Türkei zurückzukehren: »Jetzt bleibt man bis zum Lebensende«, resümiert er. Dennoch erklärt er wiederholt, so viel Zeit wie möglich in der Heimat verbringen zu wollen, sobald er in Rente sei. (I-Güllük: 9) Solange er arbeitete, habe er nie weiter über sein Leben nachgedacht. Wie mehrere meiner InterviewpartnerInnen meint er, dass es damals gut gewesen sei, viel zu arbeiten, alles andere sei dabei in den Hintergrund gerückt. Mit voranschreitendem Alter sehnt er sich jedoch nach einer Lebensform, die dem Alter angemessener sei. Für junge Menschen böte das Leben in der Stadt interessante Reize, »aber alte Leute wollen nicht mehr leben wie junge. Alte Leute müssen leben wie alte Leute«, erklärt er. Es sei nicht ausreichend, einfach nur Bekannte zu haben. Wichtig neben »Ruhe und frische[r] Luft« sei die alle einschließende Gemeinschaft im Dorf: »Ich habe hier auch viele Bekannte, aber für mich allein reicht nicht. Es muss für alle Leute so sein.« (I-Güllük: 8) Mangelnde Hilfsbereitschaft der Deutschen und fehlende gegenseitige Anteilnahme innerhalb der Berliner Nachbarschaft wird von vielen meiner InterviewpartnerInnen beklagt.

Resümierend lässt sich sagen, dass meine InterviewpartnerInnen zwei unterschiedliche Formen des Sozialen gegeneinander stellen. Die *face to face* Gesellschaft, in der sie aufgewachsen sind, steht im Kontrast zur anonymisierten Großstadt. Meine GesprächspartnerInnen selbst interpretieren das Verschwinden dieser *Dorflebensform* als ein Urbanisierungsphänomen, indem sie erklären, dass sowohl Berliner als auch Istanbuler Jugendliche sich nicht *angemessen* verhielten. Die Jugendlichen seien Älteren gegenüber respektlos und nicht zuvorkommend. Meine InterviewpartnerInnen bringen darin die Überzeugung zum Ausdruck, auf Grund ihres fortgeschrittenen Alters Anspruch auf einen erhöhten gesellschaftlichen Status zu haben. Wenn sie davon sprechen, dass *die türkische Gesellschaft* besser für alte Menschen sei als die deutsche, dann geht es vor allem um diese herausgehobene soziale Stellung alter Menschen. Als meine InterviewpartnerInnen in der Hoffnung auf ein eigenes Haus oder ein Auto zum Arbeiten nach Deutschland kamen, ging es ihnen darum, gesellschaftliches Ansehen zu erwerben. An der Herabwürdigung als Ausländer, an ihren schlechten Chancen auf dem Arbeitsmarkt,

unter denen auch ihre Kinder leiden, an ihrer allgemein meist schlechten finanziellen Situation und an den sprachlichen Hürden, die sie täglich zu bewältigen haben, manifestiert sich für sie jedoch unübersehbar, dass der deutsche, wie auch der türkische Staat ihnen das erhoffte soziale Prestige verwehren. Mit Aussagen wie der von Herrn Yildiz, dass die Deutschen sie, die heute gealterten Arbeitsmigranten, bisher »wenig respektiert« (I-Yildiz: 2) hätten, drücken meine InterviewpartnerInnen aus, was sie in Deutschland am meisten vermissen: den sozialen Status, der ihrem Gesellschaftsverständnis nach einem ehrenhaften Menschen am Lebensabend gebührt.

Innen – Allein ist nur Gott, der Mensch ist nicht alleine

Die Familie ist die soziale Einheit, die für alle meine InterviewpartnerInnen den höchsten Stellenwert hat.¹⁰ Einer der Gründe für die Migration war das Ziel, den eigenen Kindern eine gute Zukunft bieten zu können. Daher identifizieren sich meine InterviewpartnerInnen sehr stark mit Erfolgen und Schwierigkeiten ihrer Kinder. Alle äußern sich befremdet über die aus ihrer Sicht geringe Wertschätzung der Familie in der deutschen Gesellschaft. Die Beobachtung, dass viele deutsche Jugendliche mit 18 Jahren oder früher von zu Hause ausziehen, um allein zu wohnen, löst bei allen Interviewten Unverständnis aus; sie kritisieren Eltern, die ihre Kinder mit Erreichen der Volljährigkeit nicht mehr unterstützen wollen.

Pflichten

Familienleben impliziert für meine InterviewpartnerInnen die Verpflichtung aller Familienmitglieder, sich gegenseitig so weit zu unterstützen, wie es dem Einzelnen möglich ist. Jeder von ihnen schickte den Eltern zu Lebzeiten regelmäßig Geld in die Türkei. Heute werden auch sie selbst im Falle zu niedriger Renten von ihren Kindern unterstützt. Mit steigendem Alter wird die eigene Familie für meine InterviewpartnerInnen immer wichtiger. Der 50jährige Herr Ömür etwa kam im Alter von 16 Jahren nach Deutschland und begann gemeinsam mit seinem Vater im Baugewerbe zu arbeiten. Nachdem sein Vater in die Türkei zurückgekehrt war, blieb er in Deutschland, um seine frisch gegründete Familie auf eine bessere finanzielle Basis zu stellen. Im Interview erzählt er, dass es ihm

¹⁰ Durch den Koran wird die Familie auch religiös aufgewertet: »[...] Aber die Blutsverwandten stehen (sonst, so wie es) in der Schrift Gottes (festgelegt ist) einander näher als die (nicht miteinander blutsverwandten) Gläubigen und Ausgewanderten [...]« (Sure 33: 6).

früher wenig ausgemacht habe, allein zu sein; heute leide er so sehr darunter, dass er nicht zu Hause essen wolle, wenn seine Familie nicht da sei:

»Ich mach alles: kochen, waschen... Ich mache alles gerne. Aber wenn meine Familie im Urlaub in der Türkei ist: Ich komm in die Wohnung, ich habe großen Hunger, ich suche meine Kinder, nicht da. Frau nicht da. Ich schnell weg, im Imbiss essen. Lieber mit Leuten, quatschen. Ich ganz allein, ehrlich Mann, das will ich nicht mehr machen. Allein ist nur Gott, Mensch ist nicht alleine. [...] Ab 50 Jahren, egal ob Mann oder Frau, brauchen beide Hilfe. Über 50 weitermachen mit Frau: gut. Aber alleine? Neel!« (I-Ömür: 6)

Alle meine InterviewpartnerInnen empfinden es als selbstverständlich, dass Kinder ihre Eltern im Krankheitsfall pflegen. Indem sich Kinder um ihre Eltern kümmern, so die Überzeugung, geben sie ihnen die Unterstützung zurück, die sie früher von ihnen empfangen haben und erfüllen damit ihre familiären Pflichten. Die Unterstützung der eigenen Eltern ist auch eine Form, Achtung und Respekt zu zeigen. Herr Ömür schildert im Interview, wie er einmal bei Arbeiten an der Fassade eines Altenheimes einen alten Mann durch das Fenster beobachtete, der einsam und hilflos weinend in seinem Bett gelegen habe. Er erinnert sich, davon so berührt gewesen zu sein, dass er mitweinen musste. Viele meiner InterviewpartnerInnen erzählen, dass sie im Alltag immer wieder die Vereinsamung alter Menschen in Deutschland beobachten. Auch der 72jährige Herr Canli weist auf dieses Problem hin, als er schildert, wie dankbar eine deutsche alte Nachbarin, um die sich niemand kümmerte, gewesen sei, als er sie im Krankenhaus besucht habe.

Als Herr Canli 1968 nach Deutschland kam, hatte er zuvor zwölf Jahre in der Türkei gearbeitet und ließ dort Frau und Kinder zurück. Nach beinahe 20-jähriger Berufstätigkeit als Bauarbeiter in Deutschland, musste er wegen schwerer gesundheitlicher Probleme aufhören, zu arbeiten. Heute verbringt er zwei Monate des Jahres in Deutschland, um Arztbesuche und Behördengänge zu erledigen. Den Rest der Zeit lebt er bei seiner Ehefrau und den Kindern in der Türkei. Wie den meisten meiner InterviewpartnerInnen erscheint Herrn Canli die Vorstellung, im Alter ohne Familie auskommen zu müssen, unerträglich:

»Wenn du keine Familie hast, musst du in ein Heim gehen. [...] Wo ist deine Tochter? Wo ist dein Junge? Hast du nichts? Dann bleib hier [im Heim], kommt der Doktor oder kommt Hilfe, aber wer kommt Sonntag? Oder Sonnabend? Kommt keiner! Keiner sagt: »Mutti, wie geht es dir?« Die Kinder nicht da, schlimm! Dann steht man nicht auf. [...] In Deutschland, wenn Mädchen oder Junge 18 Jahre alt ist: allein. [...]

Aber in Türkei: Nein! Ich arbeite, komme nach Hause und frage: »Vater, was willst du?« (I-Canli: 4-6)¹¹

Herr Canli stellt hier das Beispiel einer *aufgelösten* deutschen Familie in den Kontrast zur fürsorglichen, intakten türkischen Familie. Das von ihm gezeichnete Bild des vereinsamten Deutschen ist ein immer wiederkehrendes Motiv in den unterschiedlichen Gesprächen.

Konflikte

Dass der deutsche Staat die finanzielle und medizinische Versorgung seiner Bürger übernimmt, empfinden meine InterviewpartnerInnen zwar als positiv, aber sie sehen mit Besorgnis, dass dies auch Einfluss auf das Gefühl gegenseitiger familiärer Verpflichtung habe. Herr Kiraz beispielsweise erklärt, dass in Deutschland heute viele Ehefrauen und Kinder die Familien verließen, weil sie sich durch staatliche Unterstützungsprogramme finanziell unabhängig von ihren Ehemännern und Vätern machen könnten. Viele Jugendliche verweigerten ihren Eltern den Gehorsam und gingen in staatlich betreute Heime, um sich der elterlichen Kontrolle zu entziehen. Am Ende blieben die alten Menschen ohne Hilfe der Familie allein zurück. Da der Staat den Jugendlichen Arbeitslosengeld statt Arbeit gebe, entwickelten sie kein Verantwortungsgefühl für die Versorgung der Familie. Stattdessen begannen sie Drogen zu nehmen und immer mehr zu verwahrlosen. Sein eigener Sohn erhalte Arbeitslosengeld, fühle sich darum unabhängig vom Vater und akzeptiere keine Ratschläge oder Verbote mehr von ihm. Herr Kiraz empfindet es als unnatürlich und widersinnig, dass nicht er in seiner Funktion als Familienoberhaupt die staatliche Unterstützung erhält, um die Familie zu versorgen. (I-Kiraz: 1-3, 7f.) Was er kritisiert, ist die Verkehrung der sozialen Ordnung, wie er sie in seiner Jugend kennen gelernt hat: Durch die niedrige Rente und die direkte Auszahlung des Arbeitslosengeldes an den Sohn werde ihm die Kontrolle über das Familieneinkommen entzogen, wodurch seine Autorität ernsthaft in Frage gestellt sei. Wie Herr Kiraz leiden viele meiner InterviewpartnerInnen unter dem Gefühl, in Deutschland die soziale Rolle des Familienoberhauptes nicht

¹¹ Interessant ist hierbei, dass Alten- und Pflegeheime Marschall Sahlins zufolge auch in *westlichen Gesellschaften* negative Assoziationen hervorrufen. Sahlins führt diese negativen Assoziationen jedoch darauf zurück, dass mit dem Leben im Heim ein Verlust an Individualität und Freiheit des Individuums in Verbindung gebracht wird. Für meine InterviewpartnerInnen steht das Heim dagegen in erster Linie für fehlende familiäre Unterstützung und Einsamkeit. Freiheits- und Individualitätsverlust sind für sie in diesem Zusammenhang keine prioritären Probleme. Vergleiche hierzu Tom Mathars Beitrag über Autonomie in Alten- und Pflegeheimen in diesem Band.

mehr ausfüllen zu können. Herr Kiraz erklärt, dass alte Menschen in der Türkei zwar auf die Hilfe ihrer Kinder angewiesen seien; dort sei es jedoch die Pflicht der Kinder, ihre Eltern zu unterstützen:

»Mein Vater war die Versicherung meines Opas. Ich bin auch die Versicherung meines Vaters. [...] Mein Vater hat meinem Opa geholfen, darum muss ich auch meinem Vater helfen! Ich habe es da gelernt.« (I-Kiraz: 7)

Als ich Herrn Canli zu angemessenem Verhalten befragte und darüber, wie sich seine Kinder ihm gegenüber verhielten, erklärt er stolz:

»Wenn ich nach Istanbul komme, kommt zweiter Sohn: ›Vater, wo ist dein zweiter Anzug? Nimm einen von mir, ich habe zu viele!‹ ›Ich brauche keinen!‹ ›Nein Vater! Nimm, es ist ein Geschenk!‹ 200000 türkische Lira! Ich habe zu meinem zweiten Sohn gesagt: ›Ich brauche keinen, ich habe einen Anzug zu Hause.‹ ›Nein! Nimm ihn, es ist ein Geschenk für dich!‹« (I-Canli: 7)

Für Herrn Kiraz und Herrn Canli ist ähnlich wie für die anderen Interviewten klar, dass den Ältesten der Familie der höchste Status zustehen müsse. Diese Hierarchie verkehre sich in Deutschland jedoch durch das Eingreifen des Staates. Viele meiner GesprächspartnerInnen erfahren diesen Prozess als Demütigung. Frau Ümit erklärt:

»Ja, ich bin auch berentet worden. Freut mich, dass ich nicht arbeiten gehen muss. Eine Seite. Auf der anderen Seite bin ich traurig: Ich habe keine Macht...keine Macht. [...] [Könnte ich] bisschen arbeiten, bisschen selber Geld verdienen, [bräuchte] ich nicht jede Hilfe kriegen. Jeden Monat meine Hand meinem Sohn [hinhalten]: Geld reicht nicht? Mein Sohn gibt mir. Weißt du, wir sind stolze Menschen! Ich möchte nicht vor meinem Sohn die Hände aufmachen.« (I-Ümit: 4)

Die Kränkung liegt für meine InterviewpartnerInnen nicht darin, finanzielle Unterstützung zu erhalten, es verletzt ihren Stolz, darum bitten zu müssen. Dabei fühlen sie sich nicht als Empfänger von Gaben, die ihnen aufgrund ihres Familienstatus dargebracht werden, sondern als Bettler. Die Verpflichtung der Jüngeren gegenüber den Älteren tritt in den Hintergrund und in der von den Kindern erhaltenen Hilfe manifestiert sich die Abhängigkeit der Eltern.

An den Beispielen dieses Kapitels wird deutlich, dass die gegenseitigen familiären Pflichten und Rechte einen Teil des Ehrverständnisses meiner Interviewpart-

nerInnen ausmachen. Durch Fürsorge, Hilfeleistung und Respekt erweisen die Kinder ihren Eltern die Ehre, die ihnen auf Grund ihres Alters gebührt. Die Alten erhalten so den Lohn für die Fürsorge, die sie einst ihren Eltern und den eigenen Kindern zukommen ließen. Aus den Gesprächen geht hervor, dass der Zusammenhalt innerhalb der Familien meiner InterviewpartnerInnen weiterhin stark ist. Ihrer Wahrnehmung nach stellt jedoch das vom Leben in Deutschland bzw. in der Großstadt Berlin beeinflusste Gesellschaftsverständnis ihrer Kinder eine persönliche Bedrohung für sie dar: Die Gesellschaft, die ihnen zuvor die rechtmäßige Anerkennung verwehrt, dringt nun auch noch in Form von Sozialpolitik ins Innerste vor und stellt die Familienordnung in Frage. Nach der Demütigung, die eigene Familie nicht mehr selbst versorgen zu können, entsteht durch Missachtung und Desinteresse am Rat der Älteren ein zusätzlicher Funktionsverlust für meine InterviewpartnerInnen. Um die Legitimation der bedrohten Familienordnung zu stärken, setzen sie häufig das Ideal einer funktionierenden türkischen Familie in Kontrast zum Schreckensbild des vereinsamten Deutschen.

Dazwischen – Hier sind die Menschen wie eine Familie

Bei schönem Wetter findet ein Großteil des Lebens im Amselviertel im öffentlichen Raum statt. Vor allem die älteren Anwohner türkischer Herkunft verbringen viel Zeit an den unterschiedlichen Treffpunkten der Straße: hier tauschen sie Informationen aus, sprechen über Probleme und helfen einander, die Schwierigkeiten des Alltags zu bewältigen. Ein in der Amselstraße gelegenes Sozialprojekt bietet älteren MigrantInnen die Möglichkeit, sich in rechtlichen Fragen auf Türkisch beraten zu lassen. Zur Erleichterung der Kommunikation mit Behörden und Ärzten bitten die Alten häufig Nachbarn, die Deutsch und Türkisch verstehen, um Übersetzungshilfe. Auch alltagspraktische Probleme werden hier häufig gemeinsam unter Nachbarn gelöst, seien es Reparaturen am Auto und in der Wohnung oder auch die Beschaffung billigen Brennholzes für die Ofenheizung.

Respekt vor Älteren

Frau Büyük ist 78 Jahre alt und lebt seit vielen Jahren im Amselviertel. Anfang der 70er Jahre kam sie mit ihrem Ehemann und sieben Kindern nach Deutschland. Hier arbeitete sie 18 Jahre und musste dann wegen starker Rückenbeschwerden aufhören. Im Gespräch schwärmt sie von der Schönheit ihrer Heimat. Sie erklärt jedoch, dass sie es nicht mehr als drei Monate im Jahr in der Türkei aushalte, denn ihre Kinder und die inzwischen 13 Enkel lebten alle in Deutschland. Am wichtigsten sei es für sie, die Familie in der Nähe zu haben. Unter meinen InterviewpartnerInnen bilden Frau Büyük und ihre Familie insofern eine Ausnah-

me, als dass sie Aleviten sind. Sie beteiligen sich nicht am religiösen Leben des Amselviertels und sind weniger in den Alltag der Amselstraße integriert.¹² Ihre Ansichten zur Rolle des Respekts gegenüber älteren Menschen unterscheiden sich jedoch nicht von denen meiner anderen InterviewpartnerInnen. Ich war sehr beeindruckt, als ich nach dem Gespräch mit Frau Büyükbüyük beobachtete, wie einer ihrer Enkel sich von ihr verabschiedete, indem er ihre Hand küsste und diese dann kurz mit der Stirn berührte. In der Amselstraße konnte ich immer wieder beobachten, wie Jüngere aufstanden, um hinzugekommene Ältere zu begrüßen und ihnen ihren Platz anzubieten. Ibrahim, der jüngste Sohn Frau Büyükbüyük und dessen Frau Aysun, die beide in der Amselstraße wohnen, berichten im Interview, dass Respektsbezeugungen gegenüber Älteren fest in den Verhaltensregeln des Amselviertels verankert seien:

Aysun: »Wenn jetzt ältere Leute reinkommen, es ist so, dass wir alle aufstehen müssen und ihnen die Hand küssen. [...] Damit zeige ich, dass ich denjenigen respektiere. Oder wenn ich jetzt hier gemütlich sitze und da sitzt, sagen wir mal mein Schwiegervater, das geht gar nicht. Er muss einen Platz haben, wo es bequem ist, wo es gut ist. Oder wenn wir essen. Die Älteren kriegen immer die besten Ecken. Das ist so.« Ibrahim: »Das ist nicht nur bei uns so, das ist bei allen.« (I-Ibrahim/Aysun: 10f.)

Dem Autoritätsanspruch des Alters wird durch religiöse Normen und die im Amselviertel gelebte Religiosität eine besondere Legitimation verliehen. Der Koran erklärt die Achtung vor den Eltern zur heiligen Pflicht (Suren 2:215, 4:36, 6:151, 17:23f., 29:8, 31:14, 46:15-17), bei Abwesenheit eines Imams übernimmt der Älteste der anwesenden Männer die Rolle des Vorbeters in der Moschee. Der Status der Alten drückt sich auch in den alltäglichen Umgangsformen aus. Ibrahim und Aysun zufolge verfügen die Großeltern in den Familien im Amselviertel über die höchste Autorität: Wenn sie etwas sagten, so Ibrahim, »dann ist das ein Gesetz« (I-Ibrahim/Aysun: 10). Aysun erklärt, dass Ältere prinzipiell nur mit respektvollen Titeln von Jüngeren angesprochen werden dürften:

»Ich hab' das erlebt, als der Sohn von meiner Nachbarin in der Kita war und mich immer mit meinem [Vornamen] angesprochen hat. Da hat die Mutter zu ihm gesagt: Bist du verrückt? Du kannst ihr doch nicht

¹² Alevitische Muslime sind den fünf Säulen des Islam nicht verpflichtet. Darum sind meine alevitischen InterviewpartnerInnen nicht wie die anderen an die vorgeschriebenen Gebetszeiten gebunden. Frauen werden nicht zur Verschleierung angehalten und auch die Einhaltung der Ernährungsvorschriften des Koran ist für Aleviten nicht obligatorisch.

Aysun sagen! Entweder Aysun Abla, große Schwester, oder Tante. Das ist respektlos, wenn du nur Namen sagst.« (I-Ibrahim/Aysun: 12)

Diese Wahl eines dem Vokabular der Verwandtschaft entlehnten Titels ist im gesamten türkischen und arabischen Raum üblich.¹³ Meiner Ansicht nach drückt sich darin der hohe Stellenwert aus, der der Familie beigemessen wird. Um einer fremden Person Respekt zu erweisen, wird ihr verbal der Status eines Familienmitgliedes in der ihr entsprechenden Hierarchiestufe verliehen. Bei gesellschaftlich höher stehenden Persönlichkeiten, wie Akademikern, tritt der akademische Titel oder der entsprechende Hoheitstitel an die Stelle des familiären Vokabulars. In beiden Fällen wird das hierarchische Verhältnis der beteiligten Personen durch die Anredeformen bestätigt.¹⁴

Geschlechtertrennung

Während viele Frauen türkischer Herkunft sich auf den öffentlichen Bänken und in den umliegenden Parks treffen, sieht man die Männer türkischer Herkunft abseits von den Frauen in kleinen Gruppen. Häufig leisten sie türkischen Ladeninhabern im Amselviertel Gesellschaft oder treffen sich in speziellen Männercafés, von denen es in der Umgebung mehrere gibt. Vor allem ältere Männer sitzen oft bei der Moschee in der Amselstraße. Zu Beginn meiner Forschung hatte ich beschlossen, dort Kontakte mit älteren Migranten zu knüpfen. Darum ging ich nach einer Phase der Beobachtung zu den älteren Männern, die bei der Moschee saßen und fragte, ob ich mich zu ihnen setzen dürfe. Sehr freundlich wurde mir die Erlaubnis dazu erteilt. Dennoch fühlte ich mich als einzige Frau vor dem Laden der Moschee im Blickfeld der ganzen Straße sehr unwohl. Kurze Zeit danach wurde mir zu verstehen gegeben, dass meine Besuche gegen die Regeln der Moschee verstießen und es den Männern durch meine Anwesenheit als Gast schwer falle,

¹³ Dies wurde mir auch von meinen GesprächspartnerInnen bestätigt. In der Forschung Mareike Mischkes in diesem Band tauchte eine solche *Familiarisierung* im Umgang mit Pflegekräften ebenfalls auf.

¹⁴ In weniger institutionalisierter und ritualisierter Form beobachtet auch Judit Bartel bei einigen ihrer Freundinnenpaare ein ähnliches Phänomen: Einige der älteren Freundinnen werden von den jüngeren mit »Tante« angesprochen, während sie selbst ihre wesentlich jüngeren Freundinnen als »Adoptivnkel[ö]chter« bezeichnen. Zwar steht bei den Interviewpartnerinnen Judit Bartels nicht der Respekt, sondern eher die enge Verbundenheit der Freundinnen im Vordergrund, auch sie rekurrieren jedoch zur Beschreibung einer Beziehung, die scheinbar anders nicht adäquat zu beschreiben ist, auf ein Beziehungsverhältnis, das beiden Beteiligten vertraut ist. Siehe hierzu das Kapitel *Verwandtschaft als Beschreibungsmodus* im Beitrag von Judit Bartel über Freundschaften zwischen alten und jungen Menschen in diesem Band.

sich innerlich zu sammeln und auf das kommende Gebet einzustellen. Später erfuhr ich, dass ich die erste Frau überhaupt war, die sich zu den Männern vor der Moschee gesetzt hatte. Überraschend war für mich dabei weniger die Tatsache, dass meine Anwesenheit dort ein Regelbruch war, sondern vielmehr, dass sich die Moscheebesucher selber nicht im Klaren über diese Regel zu sein schienen, als sie mir erlaubten, mich zu ihnen zu setzen. Das Verbot wurde erst formuliert, als ich eine Grenze überschritten hatte, an die sich alle Bewohner des Amselviertels intuitiv hielten. Meine Anwesenheit löste einen Konflikt aus, in dem nicht nur ein Teil der Männer die Respektierung der Geschlechtertrennung anmahnte, sondern vor allem ältere Frauen sich angegriffen fühlten. Auch Ibrahim und Aysun als liberales junges Ehepaar sagen aus, sich ganz selbstverständlich an die implizite Regel der Geschlechtertrennung im Amselviertel zu halten. Die Frage, warum Frauen nicht in die Männercafés gingen, beantwortet Aysun mit den Worten »weil da nur Männer sind« (I-Ibrahim/Aysun: 12). Sie selbst kenne nur die Frauen der Nachbarschaft. Wenn sie unter Frauen zusammen säßen, näherten sich die Männer höchstens, um kurz mit der Ehefrau zu sprechen und sich dann sofort wieder zu entfernen. Die Geschlechtertrennung gehe im Alltag so weit, dass es in den Gesprächen unter Frauen wirke, »als würden die Männer gar nicht existieren« (I-Ibrahim/Aysun: 1,16).

Demonstration von Ehre

In seiner Forschung im türkischen Dorf Subay (Schiffauer 1987 und 1991) traf Werner Schiffauer auf Vorstellungen, die denen meiner InterviewpartnerInnen sehr ähnlich sind. Schiffauer schreibt, dass Ehrenhaftigkeit in dem von ihm beforschten Dorf nicht nur gelebt, sondern vor allem auch »glaubhaft nach außen demonstriert« werden musste (Schiffauer 1991: 227). Es reicht also nicht, sich an Regeln zu halten, sondern bei allen Handlungen muss auch bedacht werden, wie sie nach außen wirken. Die gleiche Beobachtung machte auch ich im Amselviertel. Dadurch, dass ich mich an Orten aufhielt, die normalerweise Männern vorbehalten sind, war meine Ehrenhaftigkeit automatisch zweifelhaft, unabhängig von meinen tatsächlichen Motiven. Dank der Vermittlung eines angesehenen Geschäftsinhabers erhielt ich vom Gemeinderat der Moschee dennoch die Erlaubnis, Interviews zu führen. Für die weitere Forschung legte mir mein *Mentor* einige Verhaltensregeln nahe: Relativ selbstverständlich erschien es mir, dass ich in den Räumlichkeiten der Moschee immer ein Kopftuch tragen sollte. Außerdem sollte ich jedoch darauf achten, meine Interviews mit den älteren Männern nie allein zu führen. Um dies sicherzustellen, sollte ich mir angewöhnen, immer mit Begleitung zu den Interviews zu gehen. Da ich nicht zum Amselviertel gehörte, stand mein Ruf in dieser Situation nicht zur Debatte; Gefahr bestand vielmehr für das Ansehen meines Interviewpartners. Sollte dieser vergessen haben, ein weibliches

Familienmitglied bei einem Interview in seiner Wohnung um Anwesenheit zu bitten, wäre er automatisch dem Misstrauen seiner Nachbarn ausgesetzt gewesen. Schon die theoretische Möglichkeit eines Ehebruchs hätte seine Ehrenhaftigkeit in Frage gestellt. Ibrahim erzählt im Interview, dass seine Nachbarinnen ihn nur grüßten, wenn er sie ohne Ehemänner oder Schwiegermütter trafe:

»Aber wenn sie jetzt mit ihrer Schwiegermutter da sind, dann tun sie so, als hätten sie mich gar nicht gesehen.« (I-Ibrahim/Aysun: 16)

Wie mir im Zusammenhang mit den Interviews geraten wurde, achten auch die Nachbarinnen Ibrahims darauf, nicht mit familienfremden Männern in Zusammenhang gebracht zu werden. Wenn jedoch keine Person anwesend ist, deren Ehre durch die Missachtung dieser Regel verletzt werden könnte, fühlen sich die jungen Frauen nicht veranlasst, ihren liberalen Nachbarn durch Nicht-Grüßen vor den Kopf zu stoßen. Zum einen bestätigt dies Schiffauers Beobachtung, dass es wichtiger sei, Regeleinhaltung nach außen zu demonstrieren, als die Regeln tatsächlich in jeder Situation zu befolgen. (Schiffauer 1991: 246) Zum anderen zeigt es, was für einen Balanceakt diese Frauen zwischen der Wahrung ihres Ansehens in der Gemeinschaft des Amselviertels und dem Interesse an einem guten Verhältnis auch zu den Nachbarn, denen die Regeln dieser Gemeinschaft fremd sind, bewerkstelligen müssen. Die älteren Bewohner des Amselviertels können jedoch mit dem Gebot der Geschlechtertrennung lockerer umgehen. Zwar sitzen auch ältere Männer und Frauen in der Öffentlichkeit nicht zusammen, Ibrahim erzählt aber beispielsweise, dass seine älteren Nachbarinnen ihn immer grüßten. (I-Ibrahim/Aysun: 16)

Für meine InterviewpartnerInnen macht die öffentliche Darstellung der eigenen Ehrenhaftigkeit einen wichtigen Teil des gemeinschaftlichen Zusammenlebens aus. Die Einhaltung der Geschlechtertrennung spielt hierbei eine große Rolle, aber auch andere Verhaltensregeln sind für sie entscheidend. Viele betonen, dass Rechtsschaffenheit, Ehrlichkeit und Hilfsbereitschaft zentrale Werte für sie seien. Herr Canli beispielsweise erklärt:

»Ich bin immer Herr, immer Mensch mit den Leuten. Was die Leute wollen, [ist] für mich egal. Immer gut leben. Warum? Warum nicht krank machen, warum nicht mit Geld spielen, warum nicht besaufen, warum nicht klauen? Nein, nein, nein, nein! In der Welt [müssen] alle Leute gut leben. Zum Beispiel die Nachbarn wundern sich: Wo ist der Herr Canli? Er hat einen Fernseher, er hat ein Radio, aber man hört gar nichts! Nein! Die Nachbarn beschweren sich nie!« (I-Canli: 2)

Herr Canli ist »Herr«, da er sich immer zurückhaltend und rücksichtsvoll verhält, und »Mensch«, weil er gut zu anderen Menschen ist. Er verweist hier jedoch nicht nur auf seinen ehrlichen Lebenswandel, sondern hebt besonders hervor, dass er seinen Nachbarn noch nie Grund zur Beschwerde gegeben habe. Im Mittelpunkt steht für ihn nicht die Tatsache, immer rechtschaffen gelebt zu haben, sondern das Ansehen, das er bei den Nachbarn genießt. Auffallend an Herrn Canlis Selbstdarstellung ist, dass er Verhaltensweisen hervorhebt, die ein klassisches Klischee des Deutschen reproduzieren: disziplinierter Lebenswandel und ruhiges Betragen. Durch die Anpassung daran zeigt er seinen Respekt vor den gesellschaftlichen Verhaltensregeln seiner deutschen Nachbarn. An anderer Stelle erklärt Herr Canli, dass es selbstverständlich für ihn sei, jedem zu helfen, der Hilfe brauche:

»Wir wollen immer helfen, immer helfen. Ich sag nicht: ›Nein‹. [...] Wenn sie wollen eine Hilfe, ich sofort kommen. Immer. Ich habe eine Nachbarin gehabt, 80 Jahre alt: ›Mutti, was willst du heute kaufen? Ich helfe dir!‹ [...] Ich habe schon oft besoffene Leute gefunden, weißt du? Liegen auf der Straße. Ich sage: ›Komm, komm, komm! Was ist los!‹ Aber andere Leute, weißt du, was sie zu mir sagen? Deutsche Frau: ›Nicht anfassen! Wir haben Polizei, Polizei hilft aufstehen!‹ Nein! Echte Hilfe ist immer gut! [...] Ob Deutsche oder Türken ist für mich egal, erstmal helfen! [...] Allah will, dass die Menschen ein mitleidiges Herz haben.« (I-Canli: 5)

Hilfsbereitschaft ist Herrn Canlis Worten zufolge ein Gottesgebot. Die Gewährung von Hilfe ist daher eine unerlässliche Ehrenpflicht. Durch sein Handeln stellt Herr Canli seine Ehrenhaftigkeit unter Beweis und demonstriert im zitierten Beispiel, dass er sogar über das normale Maß hinausgeht: Er hilft nicht nur älteren Menschen, die auf Grund ihres Alters Anspruch auf zuvorkommende Behandlung haben; selbst Alkoholiker kommen in den Genuss seiner Hilfe. Für einen Menschen, der Alkohol aus religiösen Gründen ablehnt, ist dies Ausdruck äußerster Mildtätigkeit. Um so weniger ist es für ihn akzeptabel, dass deutsche Passanten dem Hilfebedürftigen die Hilfe verweigern und sich mit dem Hinweis auf die Verantwortlichkeit staatlicher Institutionen zurückziehen – ein Verhalten, das in der Migrantengemeinschaft im Amselviertel undenkbar erscheint. Auch Ibrahim und Aysun beschreiben im Interview viele Szenen spontaner Hilfsbereitschaft in der Amselstraße. Unabhängig von der Herkunft der Person würden die Migranten eingreifen, wenn jemand Hilfe brauche:

Aysun: »Ja, die helfen immer. Da kann eigentlich auf der Straße niemandem was passieren, solange die draußen sitzen. Die passen ganz

doll auf. [...] Hier sind die Menschen alle, ich weiß nicht, wirklich wie eine Familie.« (I-Ibrahim/Aysun: 6f.)

Mit diesen Worten umschreibt Aysun, welche Voraussetzungen das Amselviertel für die hier lebenden älteren Migranten türkischer Herkunft zu etwas Besonderem machen: Dadurch, dass sich ein großer Teil des sozialen Lebens auf der Straße abspielt, gelingt es ihnen, die Anonymität der Stadt in der Nachbarschaft aufzuheben. Erst diese Aufhebung der Anonymität ermöglicht die Ausübung sozialer Kontrolle als Bestandteil einer durch Ehre geregelten Gemeinschaft. Soziale Kontrolle gewährleistet die Einhaltung gesellschaftlicher Regeln und Tabus, wie es das Beispiel der Geschlechtertrennung zeigt. Sie schützt den Einzelnen vor Kriminalität und bietet ihm Unterstützung bei der Bewältigung von Problemen, ein Aspekt, der bei älteren Menschen immer wichtiger wird. Weiter ist soziale Kontrolle die Voraussetzung dafür, dass ehrenhaftes Verhalten überhaupt zur Kenntnis genommen und honoriert werden kann. Die Anteilnahme am Leben der Nachbarn erzeugt so ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das das Amselviertel in die Nähe der gesellschaftlichen Einheit rückt, die für meine Interviewpartnerinnen den höchsten Stellenwert hat: die Familie.

Schluss

Nicht alle meine InterviewpartnerInnen können und wollen sich mit Sozialstrukturen wie den im Amselviertel entstandenen arrangieren. Frau Ümit beispielsweise fühlt sich von den strengen Regelsystemen der Migranten eingeengt und empfindet dies als Belastung. Für den Großteil meiner InterviewpartnerInnen stellt die Migrantengemeinschaft jedoch eine Möglichkeit dar, mit Menschen zusammen zu leben, deren gesellschaftliche Vorstellungen den eigenen weitgehend entsprechen. Während die eigenen Kinder zum Teil kein Verständnis für ihre Eltern aufbringen, finden die Alten in der Amselstraße Gleichgesinnte, die ihre Ansichten nachvollziehen können. Die Infrastruktur des Amselviertels erleichtert es ihnen, den öffentlichen Raum zu nutzen, ohne Regeln zu verletzen, die sie für wichtig erachten: Beispielsweise ist die Einhaltung von Vorschriften wie Geschlechtertrennung und Alkoholverzicht bei den sozialen Treffpunkten der Migranten mühelos möglich. Reguläre Kneipen dagegen machen die Einhaltung solcher Regeln durch ein gemischtgeschlechtliches Publikum und den Alkoholkonsum anderer Gäste unmöglich oder fordern dem Einzelnen eine größere Selbstdisziplin ab.

Werner Schiffauer beschreibt, wie sich die Emigranten aus Subay in Deutschland von Verhaltensregeln lösen, die der Repräsentation von Ehre geschuldet sind. (Schiffauer 1991: 234f., 237–239, 245) Meine Beobachtungen im Amselviertel

zeigen etwas Anderes: Das Sozialleben der gealterten Migranten wird von einem Verhaltenskodex bestimmt, der der *Ehre* und dem *Respekt* eine große Bedeutung beimisst. Obwohl die Bewohner des Amselviertels aus unterschiedlichen Teilen der Türkei stammen, ist es ihnen offensichtlich gelungen, einen Konsens zu finden und gemeinsam Strukturen von Nachbarschaftshilfe und Sozialkontrolle auszubilden. Schifffauer schreibt, dass ein Beweggrund für das Ablassen von heimlichen Verhaltensregeln bei seinen InterviewpartnerInnen darin gelegen habe, dass der Aufenthalt in Deutschland nur temporär sein sollte und die Meinung der hiesigen Nachbarn für sie daher keine Rolle spielte. Für meine Interviewpartnerinnen und die meisten Bewohner des Amselviertels ist dagegen klar, dass sie in der einen oder anderen Form bis zum Lebensende an Deutschland gebunden sein werden.

Das Verhältnis meiner InterviewpartnerInnen zu Deutschland ist sehr ambivalent: Auf der einen Seite leben viele von ihnen länger in Deutschland, als sie in der Türkei gelebt haben, schätzen die soziale Absicherung durch den deutschen Staat und sehen Deutschland als Wahlheimat. Auf der anderen Seite fühlen sie sich in Deutschland nicht anerkannt. Die leistungsorientierte deutsche Gesellschaft bietet den Arbeitsmigranten mit steigendem Alter immer weniger Gelegenheit, eine sozial angesehene Position zu erlangen. Eine auf Ehre basierende soziale Hierarchie berechtigt sie dagegen auf Grund ihres Alters zu einem erhöhten Status. In ihrer Darstellung trifft hier die Dystopie des vereinsamten deutschen Großstädtlers auf die Utopie der intakten türkischen Familie. Während jedoch die eigenen Familien dem Idealbild nicht immer entsprechen können, finden meine InterviewpartnerInnen im Amselviertel viel von dem, was ihnen in anderen gesellschaftlichen Bereichen verweigert wird: Durch die Einhaltung für sie klarer Regeln können sie Respekt erwerben und sich so das Ansehen verschaffen, das sie für sich beanspruchen. Der Funktionsverlust, den die gealterten Migranten mit dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben erlitten haben, wird durch eine neue, dem Alter angemessene Funktion aufgefangen: Sie gewährleisten durch ihre Präsenz die Einhaltung der internen Regeln der Gruppe und sorgen für Ordnung und Sicherheit im Amselviertel.

Probleme, die man(n) sich nicht mehr leisten kann

Sechs homosexuelle Männer im Alter

Imke Wangerin

Schwerfällig stemmt Gottfried sich aus seinem provisorischen Krankenbett, das aus zwei zusammengeschobenen Sesseln besteht. Vorsichtig tappst die schmale Gestalt in der eleganten schwarzen Nadelstreifenhose und dem modischen blauen Blumenblouson zur großen Stereoanlage, während er freundlich meine Hilfe ablehnt und die dicke Katze schnurrend um meine Beine Kreise zieht. Die kleine Einzelzimmerwohnung ist übersät mit Blumen und Bildern von Marlene Dietrich. Apfel stapeln sich in der unaufgeräumten Küche, von draußen dringt Straßenlärm durch das offene Fenster und aus der Stereoanlage erklingt das Lied: »Er gehört zu mir, wie mein Name an der Tür«. »Jetzt tanzen wir«, sagt er und wir drehen uns über den Teppichboden, Gottfried erst schwerfällig, vorsichtig, dann, angestachelt durch meine Beteiligung, in weitgreifenderen Bewegungen: er knickt abwechselnd die Knie ein, lässt die Hüfte von links nach rechts kreisen und schwingt die Arme; wir lachen und singen die Melodie mit. Gottfried ist 91 und zu 90% schwerbeschädigt. Er erklärt, das Tanzen und die Musik seien ein Jungbrunnen für ihn. Wenn er tanze, fühle er sich nicht nur jung, sondern dann sei er jung. (I-Gottfried: 10) Da stünde es doch geschrieben, sagt er, und verweist mit großem Stolz auf einen Artikel in der »Siegessäule«, dem Berliner schwul-lesbischen Stadtmagazin, in dem er und eine junge Frau als Tanzpaar des Abends gefeiert werden. Er sei einer der größten Tänzer weit und breit, und wenn er tanze, hielte er in Gedanken einen schönen »jungen Bengel« im Arm, sagt Gottfried und schlingt die Arme um seinen dünnen Oberkörper. Im Tanzen selbst, im Erzählen darüber und im Denken daran sieht Gottfried seine Persönlichkeit widergespiegelt.

Selbstpraktiken

Im Folgenden geht es um den Umgang sechs homosexueller Männer mit dem Alter. Dabei zeige ich anhand ausgewählter Aspekte, wie sie ihren Alltag gestalten, über welche Verhaltensweisen sie sich identifizieren und wie sie versuchen, ein kohärentes Bild von sich selbst zu erschaffen und zu erhalten.¹ Hierzu greife

¹ Ich führte sechs leitfadenorientierte Interviews mit homosexuellen Männern zwischen 60 und 91 Jahren durchgeführt und Beobachtungen auf einer Reihe von Veranstaltungen für homosexu-

Literaturverzeichnis

- Allan, Graham 1989: *Friendship: Developing a Sociological Perspective*. Boulder/San Francisco
- Arbeitskreis Charta für eine kultursensible Altenpflege/Kuratorium Deutsche Altershilfe 2002: *Für eine kultursensible Altenpflege*. Eine Handreichung. Köln
- Backes, Gertrud M./Clemens, Wolfgang 1998: *Lebensphase Alter*. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung. Weinheim/München
- Baltes, Paul B. 1990: *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne*. Theoretische Leitsätze. In: *Psychologische Rundschau* 41/1990, S. 1-24
- Baltes, Paul B./Margret M. Baltes 1992: *Gerontologie: Begriff, Herausforderung und Brennpunkte*. In: Paul B. Baltes, Jürgen Mittelstrass (Hg.): *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung*. Berlin, S. 1-34
- Baltes, Paul/Mayer, Gottfried Ulrich (Hrsg.) 1996: *Die Berliner Altersstudie*. Berlin
- Beck, Ulrich/Giddens, Antony 1996: *Reflexive Modernisierung – eine Kontroverse*. Frankfurt am Main
- Becker, Gay/Sharon R. Kaufman 1995: *Managing an Uncertain Illness Trajectory in Old Age: Patients' and Physicians' Views of Stroke*. In: *Medical Anthropology Quarterly*, 9/2, S. 165-187
- Berger, Raymond M. 1984: *Realities of Gay and Lesbian Aging*. In: *Social Work* 1/1984, S. 57-62
- Bischoff, Claudia 1992: *Frauen in der Krankenpflege*. Zur Entwicklung von Frauenrolle und Frauenberufstätigkeit im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main/New York
- Bourdieu, Pierre 1987: *Die feinen Unterschiede*. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main
- Braathen, Espen 1996: *Communicating the Individual Body and the Body Politic*. The Discourse on Disease Prevention and Health Promotion in Alternative Therapies. In: Cant, Sarah/Sharma, Ursula (Hrsg.): *Complementary and Alternative Medicines – Knowledge in Practice*. London/New York S. 151-162
- Campbell, J.K. 1964: *Honour, Family and Patronage*. A Study of Institutions and Moral Values in a Greek Mountain Community. Oxford
- Cant, Sarah 1996: *From Charismatic Teaching to Professional Training*. The Legitimation of Knowledge and the Creation of Trust in Homoeopathy and Chiropractic. In: Cant, Sarah/Sharma, Ursula (Hrsg.): *Complementary and Alternative Medicines – Knowledge in Practice*. London/New York
- Carrier, James G. 1999: *People Who Can Be Friends*. Selves and Social Relationships. In: Bell, Sandra/Coleman, Simon (Hrsg.): *The Anthropology of Friendship*. Oxford, S. 21-38
- Cohen, Lawrence 1998: *No aging in India: Alzheimer's, the bad family, and other modern things*. Berkeley.

- Der Koran. Übersetzung Rudi Paret. Stuttgart 1979
- Dittmar, Manuela, Winfried Henke 1998: Geronitologie – Forschungsinhalte und -perspektiven aus anthropologischer Sicht. In: *Anthropologischer Anzeiger*, 56/3, S. 193-212
- Dracklé, Dorle (Hg.) 1998: Alt und Zahm? Alter und Älterwerden in unterschiedlichen Kulturen. Berlin
- Emerson, Robert M./Fretz, Rachel I./Shaw, Linda L. 1995: *Writing ethnographic fieldnotes*. Chicago [u.a.]
- Eschenbruch, Nicholas 2002: *Nursing Stories. A Narrative Ethnography of Life and Death in a German Hospice*. Dissertation eingereicht für die Promotion zum Doktor der Philosophie an der philosophischen Fakultät I am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin.
- Fabian, Johannes 1983: *Time and the other. How anthropology makes its object*. New York
- Fleck, Ludwik 1980: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Mit einer Einleitung herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt am Main
- Fleck, Ludwik 1993: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt am Main
- Foucault, Michel 1984: *Von der Freundschaft*. Berlin.
- Foucault, Michel 1989 (1993): *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2*. Frankfurt am Main
- Foucault, Michel 2000: Die »Gouvernementalität«. In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt am Main 2000, Suhrkamp, 41-67
- Friend, Richard A. 1991: *Older Lesbian and Gay People. A Theory of Successful Aging*. In: *Journal of Homosexuality*, 20(3/4) 1991, S. 99-118
- Fry, Christine L., et al. 1980: *Aging in culture and society : comparative viewpoints and strategies (with a foreword by Paul Bohannan)*. New York
- Gebhardt, Winfried 1987: *Fest, Feier und Alltag. Über die gesellschaftliche Wirklichkeit des Menschen und ihre Deutung*. Frankfurt Main
- Geertz, Clifford 1991: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main
- Geertz, Clifford 2000: *The State of the Art*. In: Ders.: *Available Light. Anthropological Reflections on Philosophical Topics*. Princeton, S. 89-142
- Gestrich, Andreas 1988: *Biographie – sozialgeschichtlich*. Göttingen
- Giddens, Anthony 1991: *Modernity and Self Identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Oxford
- Gille, Christoph 2003: *Homosexuelle Männer im Alter*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Berlin

- Goddard, Victoria A. 1994: *From the Mediterranean to Europe. Honour, Kinship and Gender*. In: Goddard, Victoria A./Llobera, Joseph R./Shore, Cris (Hrsg.): *The Anthropology of Europe*. Oxford, S. 57-92
- Goddard, Victoria A./Llobera, Joseph R./Shore, Cris: *Introduction 1994: The Anthropology of Europe*. In: Goddard, Victoria A./Llobera, Joseph R./Shore, Cris (Hrsg.): *The Anthropology of Europe*. Oxford, S. 1-40
- Goffman, Erving 1993: *Asyle – über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt am Main
- Grace, V. M. 1991: *The Marketing of Empowerment and the Construction of the Health Consumer: A Critique of Health Promotion*. In: *International Journal of Health Services* 21(2): 329-343
- Habermann, Monika 2003: *Pflege und Kultur. Eine medizinethnologische Exploration der Pflegewissenschaft und Praxis*. In: Thomas Lux (Hrsg.): *Kulturelle Dimensionen von Medizin. Ethnomedizin – Medizinethnologie – Medical Anthropology*. Berlin, S.192-210
- Herskovits, Elizabeth 1995: *Struggling over Subjectivity: Debates about the »Self« and Alzheimer's Disease*. In: *Medical Anthropology Quarterly*, 9/2, S. 146-164
- »Hinnerk«, *Schwulenmagazin Hamburg: Ganz schön alt, Schwule in der zweiten Lebenshälfte*. 9/04.
- Hurwicz, Margo-Lea 1995: *Introduction: Anthropology, Aging, and Health*. In: *Medical Anthropology Quarterly*, 9/2, S. 143-145
- Kahlbow, Stefan 1998: *Das Selbstbild des Schwulen in heterosexueller Umwelt und schwuler »Subkultur«*. Unveröffentlichter Vortrag. Berlin.
- Keith, Jennie, et al. 1994: *The Aging experience: diversity and commonality across cultures*. Thousand Oaks
- Kleiderling, Thomas 2004: *Betriebs- und Branchenjubiläen in Sachsen 1871 bis 1945*. In: Winfried Müller (Hrsg.): *Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus*. Münster, S. 309-330
- Koch-Straube, Elisabeth 1997: *Fremde Welt Pflegeheim – eine ethnologische Studie*. Bern [u.a.]
- Köhle-Hezinger, Christel 2004: *Zeit – Ritual – Fest: Jubilarkultur im Industriezeitalter*. In: Winfried Müller (Hrsg.): *Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus*. Münster, S. 291-308
- Krohwinkel, Monika 1993: *Der Pflegeprozeß am Beispiel von Apoplexikranken – eine Studie zur Erfassung und Entwicklung ganzheitlich-rehabilitierender Prozeßpflege*. Baden-Baden
- Künemund, Harald 1994: *Mitgliedschaftsmotive und Aufgaben der Gewerkschaft aus der Sicht älterer Mitglieder*. In: Wolf, Jürgen/Kohli, Martin/Künemund, Harald (Hrsg.): *Alter und gewerkschaftliche Politik. Auf dem Weg zur Rentnergewerkschaft? Köln*, S.153-168

- Lang, Frieder R./Baltes, Margret M. 1997: Brauchen alte Menschen junge Menschen? Überlegungen zu den Entwicklungsaufgaben im hohen Lebensalter. In: Krappmann, Lothar/Lepenes, Annette (Hrsg.): *Alt und Jung: Spannung und Solidarität zwischen den Generationen*. Frankfurt am Main, S. 161-184
- Laz, Cheryl 2003: Age embodied. In: *Journal of Aging Studies*, 17/2003, S. 503-519
- Magnússon, Finnur 1996: Activated Ageing. In: Lundin, Susanne/Akesson, Lynn (Hrsg.): *Bodytime. On the Interaction of Body, Identity, and Society*. Lund, S. 141-156
- Mayer, Karl Ulrich, Paul B. Baltes, Margret M. Baltes, Markus Borchelt, Julia Delius, Hanfried Helmchen, Michael Linden, Jacqui Smith, Ursula M. Staudinger, Elisabeth Steinhagen-Thiessen, Michael Wagner 1996: Wissen über das Alter(n): Eine Zwischenbilanz der Berliner Altersstudie. In: Karl Ulrich Mayer, Paul B. Baltes (Hg.): *Die Berliner Altersstudie*. Berlin, S. 599-634
- Mayer, Susanne 2004: Unsere teuren Alten. Wir. Was hilft gegen Falten und den Krieg der Generationen: Liebe? Hormoncreme? Sozialreform? In: *Die Zeit*, 15.4.2004, S. 57-58
- Myerhoff, Barbara 1979: *Number Our Days. Culture and Community Among Elderly Jews in an American Ghetto*. New York
- Myerhoff, Barbara G., Andrei Simic (eds.) 1978: *Life's career – Aging: cultural variations on growing old*. Beverly Hills
- Michael, Axel 1999: Le rituel pour le rituel? In: Caduff, Corinna/Pfaff-Czarnecka, Joanna (Hrsg.): *Rituale heute. Theorien – Kontroversen – Entwürfe*. Berlin, S. 8
- Mischo-Kelling, Maria (Hrsg.) 1989: *Innere Medizin und Krankenpflege*. München
- Müller, Winfried 2002: Instrumentalisierung und Selbstreferentialität des historischen Jubiläums. Einige Beobachtungen zu Eigengeschichte und Geltungsanspruch eines institutionellen Mechanismus. In: Melville, Gert/Vorländer, Hans: *Geltungsgeschichten. Über die Stabilisierung und Legitimierung institutioneller Ordnungen*. Köln, S. 265-284
- Müller, Winfried 2004: Das historische Jubiläum. Zur Geschichtlichkeit einer Zeitkonstruktion. In: Müller, Winfried (Hrsg.): *Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus*. Münster, S. 1-76
- Naegele, Gerhard/Tews, Hans Peter (Hrsg.) 1993: *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik*. Opladen
- Nollmann, Gerd/Strasser, Hermann 2004: *Das individualisierte Ich in der modernen Gesellschaft*. Frankfurt am Main/New York
- Nötzoldt-Linden, Ursula 1994: Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie. Opladen
- Öhlander, Magnus 1993: Gammal utan alderdom. In: *Livscyklus: Nord nytt. Nordisk tidskrift for folkelivforskning* 49, o. S.
- Ory, Marcia G. 1995: Aging, Health, and Culture: The Contribution of Medical Anthropology. In: *Medical Anthropology Quarterly*, 9/2, S. 281-283
- Otto, Jutta 1994: *Lebensqualität im Alter. Wege zur Verringerung des Pflegerisikos*. Hamburg

- Paine, Robert 1969: In Search of Friendship: an Exploratory Analysis in »Middle-Class« Culture. In: *Man* 4 (4), 1969, S. 505-524
- Panke Kochinke, Birgit 2001: *Die Geschichte der Krankenpflege (1679 – 2000): Ein Quellenbuch*. Frankfurt am Main
- Pinder, Wilhelm 1928: *Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas*. 2. Aufl. Berlin
- Platvoet, Jan 1998: Das Ritual in pluralistischen Gesellschaften. In: Bellinger, Andréa/Krieger, David J.: *Ritualtheorien – ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden, S. 173-187
- Proß-Klappoth, Brigitte 1998: Kontinuität und Desintegration im Lebenszyklus. Transkulturelle Aspekte des Umgangs mit dem Alter. Hrsg. vom Deutschen Zentrum für Altersfragen e.V. Berlin/Weiden/Regensburg
- Rose, Nikolas 1998: *Inventing our Selves: Psychology, Power and Personhood*. Cambridge
- Rose, Nikolas 2000: Das Regieren von unternehmerischen Individuen. In: *Kurswechsel: Leitbild Unternehmer. Neue Selbständige, Wettbewerbsstaat und Gesellschaftspolitik*. Heft 2, S. 8-27
- Sagner, Andreas 1997: Wurzeln, Gegenstandsbereiche und Entwicklungslinien der ethnologischen Altersforschung. In: *Zeitschrift für Ethnologie*, Nr. 122, S. 143-168
- Saks, Mike 1996: *From Quackery To Complementary Medicine. The Shifting Boundaries Between Orthodox and Alternative Medicines – Knowledge in Practice*. London/New York
- Sahlins, Marshall 1996: The Sadness of Sweetness. The Native Anthropology of Western Cosmology. In: *Current Anthropology*, 37/3, S. 395-428
- Schiffauer, Werner 1987: *Die Bauern von Subay. Das Leben in einem türkischen Dorf*. Stuttgart
- Schiffauer, Werner 1991: *Die Migranten aus Subay. Türken in Deutschland: Eine Ethnographie*. Stuttgart
- Schirmmacher, Frank 2004^a: *Das Methusalem Komplott*. Frankfurt am Main
- Schirmmacher, Frank 2004^b: Die Revolution der Hundertjährigen. Warum wir unser Altern neu erfinden müssen. In: *Der Spiegel*, Nr. 12, S. 78-84
- Schmoll, Friedemann 2002: Ethnographien des Alters – Einführung in ein Studienprojekt. In: Ders. (Hg.): *Grauzone. Ethnographische Variationen über die letzten Lebensabschnitte*. Tübingen 2002, S. 7-15
- Schütze, Yvonne 1997: Generationenbeziehungen. Familie, Freunde und Bekannte. In: Krappmann, Lothar/Lepenes, Annette (Hrsg.): *Alt und Jung. Spannung und Solidarität zwischen den Generationen*. Frankfurt am Main, S. 97-111
- Sharma, Ursula 1999: The Nature of User Demand. From Patient to Consumer? In: Cant, Sarah/Sharma, Ursula: *A New Medical Pluralism?* London/New York, S. 21-50
- Shield, Renée Rose, Stanley M. Aronson 2003: *Aging in Today's World. Conversations between an Anthropologist and a Physician*. New York

- Solinski, Christine/Behr, Renate 2003: Bundeseinheitliche Altenpflegeausbildung – Materialien für die Umsetzung der Stundentafel. Köln
- Sperling, Stefan 2003: Die aktuelle Biomedizin aus Sicht der Medizin- und Kulturanthropologie. In: Schick Tanz, Silke/Tannert, Christof/Wiedemann, Peter (Hrsg.): Kulturelle Aspekte der Biomedizin. Bioethik, Religionen und Alltagsperspektiven. Frankfurt am Main/New York
- Spiro, Melford E. 1990: On the strange and the familiar in recent anthropological thought. In: James W. Stigler, Richard A. Shweder, Gilbert Herdt (eds.): Cultural Psychology. Essays on Comparative Human Development. Cambridge, S. 47-61
- Staudinger, Ursula M./Baltes, Paul B. 1995: Gedächtnis, Weisheit und Lebenserfahrung im Alter. Zur Ontogenese als Zusammenwirken von Biologie und Kultur. In: Dörner, Dietrich/van der Meer, Elke (Hrsg.): Das Gedächtnis. Probleme – Trends – Perspektiven. Göttingen, S.433-484
- Steward, C. 2001: Honor and Shame. In: International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences. Amsterdam/New York, S. 6904-6906
- Stümke, Hans-Georg 1998: Älter werden wir umsonst – Schwules Leben jenseits der Dreißig. Erfahrungen, Interviews, Berichte. Berlin
- Vogt, Ludgera 1997: Zur Logik der Ehre in der Gegenwartsgesellschaft. Frankfurt am Main
- Wittneben, Karin 2003: Pflegekonzepte in der Weiterbildung für Pflegelehrerinnen und Pflegelehrer. Zusatz – Leitlinien einer kritisch-konstruktiven Pflegelehrerfelddidaktik. Frankfurt am Main
- Wolf, Jürgen/Kohli, Martin/Künemund, Harald (Hrsg.): Alter und gewerkschaftliche Politik. Auf dem Weg zur Rentnergewerkschaft? Köln
- Vaupel, James W. 2004: Deutschlands größte Herausforderung. Wider die demographische Ignoranz: Unsere Lebensläufe und die unserer Kinder werden sich ändern, weil das Leben länger dauern wird. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.4.2004, S. 41

Ina Dietzsch (Hrsg.)

Vergnügen in der Krise

Der Berliner Trabrennsport
zwischen Alltag und Event

Waren Sie schon einmal auf einer Trabrennbahn? Ich musste 1927 zugeben, dass dies für ihn ein Ereignis war. Dennoch: Seit ihrer Entstehung hatten die Trabrennbahnen immer ihr Publikum. Seit einigen Jahren werden sie von einem Aus für die Trabrennbahnen zu retten? Oder handelt es sich dabei um ein Ereignis, das längst seine Hochphase überschritten hat? Der Erlebnismarkt nicht mehr behaupten können? In einer mehrdimensionalen wissenschaftlichen Perspektive des Berliner Trabrennsports. In einer mehrdimensionalen haben die zwölf Autorinnen und Autoren die zwölf Trabrennbahnen beobachtet und das gesamte Material zusammengetragen, das...

Ina Dietzsch (Hrsg.):

Vergnügen in der Krise
Der Berliner Trabrennsport

Berlin: Panama-Verlag 2004
ISBN 3-938714-00-X
12,90 €

zu bestellen unter